

Fördert Gartenarbeit die Integration?

Von Dennis Lantzberg (Süddeutsche Zeitung, Lokalteil München, Freitag, 25. August 2006)

Fördert Gartenarbeit die Integration?

Interview mit Christa Müller, Geschäftsführerin der Münchner Stiftung Interkultur

Die Integration von Einwanderern ist seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, ein großes Thema der deutschen Innenpolitik. Ganz neue Wege geht da die Münchner Stiftung Interkultur. Geschäftsführerin Christa Müller erklärt, wie diese aussehen.

SZ: Frau Müller, was genau macht Ihre Stiftung?

Müller: Die Stiftung Interkultur wurde 2003 von der Münchner Forschungsgesellschaft "Anstiftung" gegründet, die Tätigkeitsfelder und Wohlstandsmodelle jenseits des Marktes und der Erwerbsarbeit fördert und erforscht. Zur Zeit koordinieren und beraten wir die bundesweit expandierenden "Interkulturellen Gärten".

SZ: Wie ist das entstanden?

Müller: Das war 1995 in Göttingen. Flüchtlingsfrauen aus Bosnien hatten es satt, den ganzen Tag herumzusitzen und Tee zu trinken. Ihre Sozialarbeiterin fragte sie: "Was vermisst ihr am meisten?" Bei fast allen waren das ihre Gärten; wobei schnell auch Menschen anderer Nationalitäten dazu kamen.

SZ: An wen richten sich diese Interkulturellen Gärten?

Müller: In erster Linie ist das ein Integrationsangebot - und zwar ein hocheffektives. Neben Migranten und Flüchtlingen gärtnern dort aber auch Deutsche. Keineswegs nur Randgruppen übrigens, sondern Menschen aus ganz unterschiedlichen Schichten. Momentan betreuen wir etwa 100 Gärten im ganzen Bundesgebiet.

SZ: Darüber hinaus auch noch?

Müller: Ja. Formen dieses Projekts gibt es zum Beispiel in den USA, in Großbritannien, Frankreich, Spanien, Italien, den Niederlanden oder Österreich.

SZ Gibt es dabei Besonderheiten oder Unterschiede von Land zu Land?

Müller: Naja, in den USA hat dergleichen ja eine deutlich längere Tradition als bei uns, durch die "Community gardens" etwa. Das sind zwar im eigentlichen Sinne eher Nachbarschaftsgärten, wobei in den USA automatisch die interkulturelle Dimension dazu kommt. In England versucht man eher, ethnischen Minderheiten durch den Kontakt mit der Natur Zugang zu den Ressourcen der Mehrheitsgesellschaft zu verschaffen. Dadurch, dass sich die Menschen Boden aneignen und bewirtschaften, sollen sie sich als Teil der Gesellschaft begreifen.

SZ: Und in Deutschland?

Müller: Hierzulande ist es eher eine Mischung aus den beiden oben genannten Ansätzen. Wir versuchen, Ökologie, soziale Nachhaltigkeit und Integration zu verbinden und dadurch Migranten auch eine Möglichkeit der öffentlichen Sichtbarkeit zu geben. Denn sie sind ja häufig unterrepräsentiert.

SZ: Wie sieht die Zukunft Ihrer Stiftung aus?

Müller: Wir expandieren zur Zeit über ein Projekt der EU international, wollen aber auch noch mehr Forschungs- und konzeptionelle Arbeit leisten, vor allem im Bereich der Mikrointegration.

Interview: Dennis Lantzberg / Foto: Tob